

IV. Schluss

Die diskursive Formation *Auswärtige Kulturpolitik als Konfliktprävention* hat auf vielfältige Weise in die Arbeitspraxis von Goethe-Instituten Eingang gefunden – so lautet ein grundlegendes Fazit dieser Studie: Die Kulturmittler setzen sich kontinuierlich mit den lokalen Präsenzen und Auswirkungen der Konfliktkonstellationen auseinander; sie wenden sich infrastrukturellen Defiziten und Hindernissen für die Entfaltung lokaler kultureller Szenen zu; sie entwickeln neue Formate und Herangehensweisen, um auch kontroverse Themen in ihrer Programmarbeit aufzugreifen (Kapitel III.5). Gleichzeitig bleibt eine Reserviertheit gegenüber der neuen Zielsetzung. Diese zeigt sich etwa in zurückhaltenden Äußerungen zu dem eigenen Vermögen, Konfliktverläufe spürbar zu beeinflussen oder einen messbaren Beitrag zu einer – wie auch immer gearteten – *Konfliktprävention* zu leisten. So beantwortet die Institutsleiterin in Sarajevo meine Frage nach ihren Möglichkeiten, in einen Konflikt hineinzuwirken, folgendermaßen:

»Ich habe ein Problem mit dem Wort ›wirken‹. Also, ich mache das mal für Pakistan: In Pakistan war es ganz wichtig, dass wir überhaupt da waren, gerade als die Zeiten extrem schwer waren: ›Es ist wichtig, dass ihr uns nicht im Stich lasst.‹ Das war die Botschaft, gerade von den Intellektuellen dort: ›Nicht, ihr habt uns nicht aufgegeben. Ihr erkennt noch, dass es im Land nicht nur solche Leute gibt, von denen man in den Nachrichten hört, sondern es gibt hier Anknüpfungspunkte‹ und das ist extrem wichtig, auch für das Selbstverständnis des Landes. Ob das dann schon eine Wirkung ist, weiß ich nicht, aber das war eine ganz elementare Sache.«¹

Hier zeigt sich ein Ideal- und Selbstbild, an dem sich deutsche Kulturmittler etwa zehn Jahre nach dem Auftauchen der neuen diskursiven Formation orientieren: langfristig präsent sein – auch wenn es schwierig wird –, Interesse am Austausch zeigen, kreative Prozesse und Begegnungen ermöglichen, Kooperationen von Künstlerinnen und Verflechtungen zwischen kulturellen Sze-

1 | Interview vom 23. Juli 2009.

nen anbahnen, die Entwicklung von Infrastrukturen nach Möglichkeit unterstützen, Diskussionen und unterschiedlichen Perspektiven Raum geben, um »etwas gemeinsam zu machen« und »voneinander zu lernen«² – nicht mehr und nicht weniger.

Die Zurückhaltung gegenüber einer noch direkteren Indienstnahme für politisch formulierte Zielsetzungen, die in solchen Positionierungen zumeist enthalten ist, wirkt aus zumindest zwei Gründen schlüssig: Zum einen spricht hieraus eine realitätsnahe Einschätzung der eigenen Kompetenzen und eingespielten Arbeitsweisen, der Begrenzungen der finanziellen Mittel und personellen Ressourcen eines Goethe-Instituts sowie des Status und des Kernauftrages von Kulturmittlern. Zum anderen zeigen sich hier Bestände eines erfahrungsbasierten Wissens von den komplexen, historisch geschichteten und translokal verwobenen Gefügen, in denen sich *Dialog*, *Verständigung* oder *Stabilisierung* nicht einfach als Fließbandprodukte planen, transferieren oder umsetzen lassen. Bereits der Versuch, eine überschaubare Institution wie die *Kinoteka* in Sarajevo in einen arbeitsfähigen Zustand zu versetzen, führt zu Aufgabenstellungen, Problemen und Verwicklungen, die ein ausländisches Kulturinstitut an den Rand seiner Leistungsfähigkeit und der etablierten Vorstellungen von seinen Zuständigkeiten bringen können (Kapitel III.5).

Zugleich habe ich im Rahmen dieser Studie die möglichen Ausblendungen einer solchen Positionierung aufgezeigt: Denn schließlich operieren Kulturmittler immer im Rahmen einer staatlich finanzierten Policy und tragen fraglos zur Mobilisierung ihrer Schlüsselbegriffe, epistemologischen Ordnungen und Rationalitäten bei. Ebenso rufen sie unterschiedliche Machteffekte an ihren Einsatzorten hervor – etwa wenn sie einzelne Themen privilegieren, bestimmte Vorstellungen zum Geschlechterverhältnis oder zu dem Zusammenleben nach einem Krieg einbringen, über die Dauer von Kooperationen entscheiden oder Asymmetrien im Verhältnis zu ihren Mitarbeitern und Partnern reproduzieren. Eine Positionierung als »neutraler Akteur« oder die Selbstbeschränkung auf »kulturelle Zugänge« zu umstrittenen Themen erscheint vor diesem Hintergrund fragwürdig.

Ich möchte nun abschließend solche Positionierungen und mit ihnen verbundene Dynamiken der Ausblendung vor dem Hintergrund der zentralen Spannung diskutieren, die *Auswärtige Kulturpolitik als Konfliktprävention* aus meiner Perspektive durchzieht und die bereits Eingang in den Titel dieses Buches gefunden hat. Denn aus ihnen spricht die bleibende Verwobenheit des Politikbereiches in den *Ordnungen des Nationalen* als einem weiterhin zentralen *Teilungsprinzip der Welt* ebenso wie die wachsende Bereitschaft, sich explizit lokal wirksamen Bruchlinien oder Konfliktkonstellationen zuzuwenden und

2 | So zwei der bereits zitierten praxisnahen Zielvorstellungen des Institutsleiters in Ramallah.

in deren Bearbeitung nicht zuletzt *Erfahrungen und Perspektiven miteinander zu teilen*. Als Ergebnis meiner Untersuchung werde ich nun vier zentrale Effekte dieser Spannung in den translokalen Praxis- und Übersetzungsfeldern Auswärtiger Kulturpolitik herausarbeiten.

(i) Die Pluralisierung der Wissens- und Arbeitsmodi

Eine erste Konsequenz liegt in der spürbaren Verbreiterung der Herangehensweisen oder Modi, über die kulturpolitische Vermittlungspraxis erfolgt. Zwar wurde sichtbar, dass inzwischen auch die Mobilisierung der etablierten Zielsetzung *Herstellung von Deutschlandbezügen* an den einzelnen Standorten zu einer anspruchsvollen Suche nach jeweils funktionierenden Anschlüssen und Formen der Verankerung führt (Kapitel III.4). Die Relevanz von »Deutschland« und seiner kulturellen Angebote erklärt sich gewissermaßen nicht von selbst, sondern muss gemäß historisch präkonfigurierter Referenzräume und aktueller Bedürfnislagen immer wieder neu ausgehandelt werden. Dennoch hat sich die Tendenz, sich den lokalen Realitäten gerade auch in ihrer Brüchigkeit und Komplexität zuzuwenden, durch die neue Zielvorstellung verstärkt. Die Pluralisierung der Arbeitsweisen, Wissensmodi und Projektformate, die sich im Kapitel III.5 herauskristallisierte, deute ich als Konsequenz der politisch geforderten Auseinandersetzung mit den Bruchlinien und Konfliktkonstellationen einer geteilten Welt – nicht zuletzt da sich für die Kulturmittler aus diesem Perspektivwandel eine kontinuierliche Konfrontation mit dem eigenen *Nicht-Wissen* ergibt. Das Ausmaß dieses Nicht-Wissens und seine Bedeutung für den Arbeitsalltag ist dabei von Standort zu Standort verschieden. Beides hängt von der lokalen Gestalt und den Verläufen eines Konflikts ebenso ab wie von den internen Kompetenzverteilungen und dem Innovationsgrad der Projektformate, die eine jeweilige Programmabteilung entwickelt. Trotz dieser Unterschiede gilt es einen übergreifenden Effekt der diskursiven Formation *Auswärtige Kulturpolitik als Konfliktprävention* festzuhalten: Die Auseinandersetzung mit strittigen Themen, lokal situierten Bedürfnissen und Diskussionen sowie mit Fragen nach Wirkungen und den Bedingungen von Wechselseitigkeit sind stärker in den Vordergrund gerückt – eine Entwicklung, die für Kulturmittler die Inkorporation vielfältiger Wissensformen notwendig macht. Ich betrachte diese alltägliche Arbeit an den Grenzlinien von Wissen und Nicht-Wissen als eine wesentliche Antriebskraft für die Entwicklung neuer Arbeitsmodi in der translokalen Übersetzungspraxis. Entsprechend habe ich im gesamten Kapitel III nachgezeichnet, wie etablierte Herangehensweisen eines deutschen Kulturinstituts im Ausland – *repräsentieren, vermitteln oder kooperieren* – durch stärker suchende Wissens- und Arbeitsmodi ergänzt worden sind: Am Beispiel der Diskussionen zu den Schließzeiten eines israelischen Checkpoints habe ich *improvisieren* als einen Arbeitsmodus diskutiert, in dem kleinteiliges, dennoch unverzichtbares Wissen erst im Tun erworben und mit den

Routinen vertrauter Projektformate, institutioneller Hierarchien oder Abläufe verbunden wird (Kapitel III.3); *navigieren* erwies sich als eine tastende und erfahrungsbasierte Vorgehensweise, um die diskursiven und mikropolitischen Klippen in der Verknüpfung sehr unterschiedlicher lokaler und diskursiver Felder zu umschiffen; und *problematisieren* zeigte sich als ein Arbeitsmodus, der lokal situierte Präsenzen und Effekte der »Konflikte« im Hinblick auf mögliche kulturpolitische Interventionen befragt (Kapitel III.5). In all diesen Herangehensweisen spiegeln sich die politisch formulierten Aspirationen, sich den Teilungen der gegenwärtigen Welt zuzuwenden; gleichzeitig eröffnen sie Potenziale, Wissen von den Lebens- und Arbeitsbedingungen entlang einiger der globalen Bruchlinien bis in die Zentren des Politikbereichs zu tragen.

(ii) Die Flüchtigkeit kulturpolitischer Interventionen

Im Rahmen dieses Buches wurde ein Moment der Flüchtigkeit in den trans-lokalen Praxis- und Übersetzungsfeldern sichtbar, das sich gleichfalls mit der zentralen Spannung *Auswärtiger Kulturpolitik als Konfliktprävention* in Verbindung bringen lässt. Diese Flüchtigkeit zeigt sich zunächst an der Vielzahl von Formaten, die darauf abzielen, in komplexen Debatten oder zu vielschichtigen Problemfeldern – etwa dem sprachlichen Auseinanderdriften in den Nachfolgestaaten des ehemaligen Jugoslawien – einen »Impuls« zu setzen. Insbesondere in Sarajevo stellte sich die Programmarbeit als eine Aneinanderreihung inhaltlich sehr unterschiedlich ausgerichteter Aktivitäten dar. Ein lokaler Mitarbeiter bedauerte diesen Tatbestand als ein permanentes »Antippen«, die Institutsleiterin verwies hingegen auf eine strategische Entscheidung: Gerade das »Zusammenspiel der Themen« in Kombination mit der dauerhaften Präsenz vor Ort sei der wesentliche Beitrag des Goethe-Instituts zur Entwicklung des kulturellen Lebens in Bosnien-Herzegowina. Selbst wenn man diese Einschätzung teilt, stellt sich die Frage, ob sich im Rahmen von kurzfristigen Beschäftigungen eine inhaltliche Dichte erreichen lässt, welche die Diskussionen zu komplexen Themen tatsächlich nachhaltig vorantreibt. Eine Tendenz zur Flüchtigkeit zeigt sich selbst in Projekten, die sich aus Perspektive der Kulturmittler bereits als außerordentlich aufwendig und langfristig darstellen: Die Seifenoper *Matabb* konnte nach zehn Episoden nicht fortgesetzt, eine professionelle Vermarktung oder Verstetigung des Projektes nicht geleistet werden; der transnationale Unterstützerkreis für das *Cinema Jenin* stand trotz einer außerordentlichen Förderung durch das Auswärtige Amt nach einigen Jahren vor dem Aus; und in Sarajevo wurde die Zusammenarbeit mit der *Kinoteka* nach drei Jahren beendet, auch wenn sich die ursprünglichen Projektziele offensichtlich nicht realisiert hatten. Die Begründungen meiner Gesprächspartner habe ich im Rahmen dieser Studie vorgestellt: die fragmentierte Staatlichkeit am Einsatzort; die fehlenden finanziellen Kapazitäten der lokalen Autoritäten oder ihre mangelnde Bereitschaft, Impulse aufzugreifen; die Er-

schöpfung zivilgesellschaftlicher Kapazitäten als Folge langandauernder, auch eingefrorener Konflikte; die prekären Arbeitsbedingungen lokaler Partner; die Begrenztheit der finanziellen Möglichkeiten eines Goethe-Instituts. Jeder dieser Gründe ist zweifelsohne plausibel und dennoch erscheint es mir zentral, sie auch als Hinweise zu deuten, dass bisher nicht hinreichend Infrastrukturen, Ressourcen und Kooperationsmodelle zur Verfügung stehen, um den Aspirationen einer *Auswärtigen Kulturpolitik als Konfliktprävention* gerecht zu werden. Der Politikbereich bleibt deutlich in den *Ordnungen des Nationalen* mit ihren Vorstellungen von begrenzten Zuständigkeiten und Verantwortungen verhaftet.

(iii) Asymmetrien in den translokalen Praxis und Übersetzungsfeldern

Diese Verhaftung unterstützt gleichfalls die Reproduktion von Asymmetrien im Zuge der kulturpolitischen Vermittlungs- und Projektarbeit. So ließ sich herausarbeiten, dass die krassen Hierarchien zwischen »Entsandten« und »Ortskräften«, die ein Goethe-Institut intern strukturieren, gerade auch durch unterschiedliche Bewertungen ihres jeweiligen Wissens und ihrer Beziehungen zu »Deutschland« legitimiert werden (Kapitel III.3). Die Orts- und Sprachkenntnisse der lokalen Mitarbeiter gelten zwar als unverzichtbar für die Planung und Realisierung der Programmarbeit, werden aber dennoch den global einsetzbaren, generalisierten Expertisen der Entsandten nachgeordnet – ein Befund, der im Hinblick auf eine nachhaltige Operationalisierung *Auswärtiger Kulturpolitik als Konfliktprävention* bemerkenswert erscheint: Denn hier müsste es aus meiner Perspektive darum gehen, gerade *lokal situiertes Wissen* zu den Präsenzen und Effekten der *komplexen Gefüge*, von den teilweise unsichtbaren Bruchlinien und globalen Verflechtungen, von den häufig ambivalenten Potenzialen zu einer »Verständigung« sowie von den elementaren Bedürfnissen örtlicher Kulturszenen zum eigentlichen Ausgangspunkt der Arbeitspraxis zu machen. Dies bedeutet nicht, dass die translokalen Raumbezüge und Erfahrungen der Entsandten, ihr »Blick von außen« auf lokale Problemlagen nicht gleichfalls wertvoll sind. Aber eine symmetrischere Verzahnung dieser beiden Wissensformen und ihrer Träger erschiene als angemessen.

Kritik ruft gleichfalls hervor, dass diese Hierarchien auch auf eng verstandenen, normalisierten Repräsentationslogiken des Nationalen aufbauen. Denn zumindest an den Standorten in Ramallah und Sarajevo verfügen die »Ortskräfte« aufgrund von Migrations-, Flucht- oder Bildungsbiografien über verdichtete – wenn auch brüchigere – Bezüge nach Deutschland und hiermit verbunden über ein routiniertes Vermögen, zwischen unterschiedlichen sprachlichen und kulturellen Kontexten zu übersetzen. Sie beziehen somit intermediäre Positionen in den *Ordnungen des Nationalen*, aufgrund derer sie aus Perspektive der institutionellen und politischen Entscheidungsträger offenbar

nicht als geeignet gelten, »Deutschland« auf den Bühnen kultureller Selbstdarstellung in einer herausgehobenen Position zu repräsentieren. Hierzu ist auch weiterhin die inkorporierte Ethnizität des entsandten deutschen Leitungspersonals erforderlich – ein Deutschsein, das allerdings durch die translokale Mobilität ein kosmopolitisches Gewand erhält und sich genau hierdurch nochmals von der Subjektposition einer »Ortskraft« absetzen lässt.

In den translokalen Praxis- und Übersetzungsfeldern werden gleichfalls Asymmetrien reproduziert, die noch stärker auf eine ungleiche Weltordnung verweisen. So verdeutlichen die Aussagen meiner Gesprächspartner vielfach die Relevanz der strukturell ungleichen Ausgangsbedingungen in Kooperationsprojekten zwischen deutschen Kulturmittlern und lokalen Kulturschaffenden in Konfliktregionen. Hier traten insbesondere die Effekte verschiedener Formen von Staatlichkeit und ihrer jeweiligen ökonomischen und politischen Potenziale hervor, die sich in den unterschiedlichen Status und Handlungsspielräumen der beteiligten Personen niederschlagen. Die Schwierigkeiten, eine – im institutionellen Selbstverständnis der Kulturmittler eigentlich erforderliche – »Partnerleistung« einzufordern, in Kontexten fragmentierter Staatlichkeit »Nachhaltigkeit« für die eigenen Aktivitäten zu erreichen, oder überhaupt in offiziellen Strukturen ein entscheidungsmächtiges »Gegenüber« zu finden, wurden mehrfach herausgestellt (Kapitel III.5). Es handelt sich hierbei um Rahmenbedingungen, die auch die alltägliche Zusammenarbeit durchziehen, wie ich an einer letzten Sequenz aus Sarajevo illustrieren möchte: Hier nehme ich an Planungsgesprächen zu einer Ausstellung teil, die als Kooperation zwischen dem Goethe-Institut, einer deutschen Galerie, einem Museum in Sarajevo und einer lokalen Kuratorin realisiert werden soll. Mehrfach fragt die Institutsleiterin die Kuratorin nach ihrer »Partnerleistung« und ruft hierdurch einen Moment seltener Vehemenz hervor: Ihre Gesprächspartnerin erwidert, sie habe seit Februar keinen Lohn mehr erhalten. Entsprechend sei sie als Direktorin ihrer Organisation eigentlich eine Freiwillige. Alles was sie beitragen könne, seien ihre Kompetenzen und ihre professionelle Arbeit.³

Im Unterschied zu dieser Kuratorin verfügt das entsandte Leitungspersonal eines Goethe-Instituts über Festanstellungen mit besonderen Auslandszuschlägen, die in Arbeitskontexten wie Sarajevo oder Ramallah nicht nur ein komfortables, sondern ein durchaus repräsentatives Leben ermöglichen; die Kontinuität und Verlässlichkeit der Förderung des Goethe-Instituts durch öffentliche Gelder wurden im Kapitel II.6 herausgearbeitet. Auch wenn man diese Rahmenbedingungen sicherlich positiv bewerten kann, da sie eine deutsche Arbeitnehmerin in ihrer globalen Mobilität absichern und der Institution eine langfristige Planung ermöglichen, so führen sie in der Zusammenarbeit mit Partnern in instabileren, ökonomisch schwächeren Regionen gewissermaßen

systemisch zu Reibungen: Denn in solchen Kooperationen begegnen sich Organisation und Personen, deren finanzieller Rückhalt, Absicherung und Planungszeiträume sich grundsätzlich voneinander unterscheiden. Gerade wenn man davon ausgeht, dass die ungleiche Verteilung von Wohlstand, Ressourcen, Gewalt und Sicherheit maßgeblich zur Konfliktträchtigkeit der zeitgenössischen Welt beiträgt, stellt sich die Frage, ob sich die neuen kulturpolitischen Zielvorstellungen in der Arbeitspraxis glaubhaft aufgreifen lassen, wenn man solche strukturellen Asymmetrien auch institutionell reproduziert und weitgehend unthematisiert lässt. Aus meiner Perspektive müsste es im Rahmen einer *Auswärtigen Kulturpolitik als Konfliktprävention* ganz im Gegenteil explizit um die Entwicklung von Verfahren und Herangehensweisen gehen, die eben diese Hierarchien, ihre Effekte und Möglichkeiten ihrer Bearbeitung in den Mittelpunkt stellen.

(iv) Die Naturalisierung kulturpolitischer Grundfiguren

Im Laufe dieses Buches wurde deutlich, wie stark *Ordnung des Nationalen* auch weiterhin die zentralen epistemologischen Grundfiguren und politischen Rationalitäten prägen, die dem Politikbereich langfristig eingelagert sind. So ließ sich durch eine Analyse der *imaginären Dimension* Auswärtiger Kulturpolitik die Wirkmächtigkeit einer *dichotomischen Logik* herausarbeiten, die einerseits immer wieder das Bild von einem umgrenzten, distinkten kulturellen Raum als Ausgangspunkt der Vermittlungsarbeit hervorruft und andererseits durchgängig zu *Dialog, Begegnung oder Austausch* und somit zu einer routinierten Überschreitung dieser Grenze auffordert (Kapitel II.5). Ich habe aufgezeigt, wie etablierte Grundfiguren des Nationalen – etwa die Vorstellungen von »kultureller Differenz«, »nationaler Spezifik« oder der Existenz eines »kulturellen Wir«, das sich den »Anderen« mitteilen möchte – als Folge dieser Logik eine Rezentrierung erfahren und dennoch gleichzeitig flexibilisiert werden können. Denn es geht im Selbstverständnis der policy community ja nicht um die Darstellung von statischen nationalkulturellen Inhalten oder um die Inszenierung von unüberbrückbaren Grenzen, sondern ganz im Gegenteil um translokale Zusammenarbeit, um die Verflechtung kultureller Szenen und um die Dialogisierung von Perspektiven auf zeitgenössische kulturelle Entwicklungen. Eine zentrale Beobachtung bestand darin, dass die genannten Grundfiguren des Nationalen dennoch – wenn auch in sich verändernden inhaltlichen Ausformungen – auch innerhalb der translokalen Praxis- und Übersetzungsfelder als kaum hinterfragte Ausgangspunkte erhalten bleiben. So ermöglicht es diese dichotomische Logik den deutschen Kulturmittlern, sich in ihrem Arbeitsalltag situativ auf das »Eigene« zurückzuziehen oder auf die Grenzen der eigenen Zuständigkeit und Verantwortung für lokale Konstellationen zu verweisen. Solche Tendenzen zeigten sich im Rahmen meiner Untersuchung etwa in Aussagen meiner Gesprächspartner, in denen sie

»Differenz«, »Fremdheit« oder einen »Blick von außen« als notwendige Ausgangsbedingung für produktive Dialoge benannten oder ihre Einsatzorte über (post-)koloniale Blickregime exotisierten und somit als grundlegend »anders« darstellten (Kapitel III.3).

Auch wenn man anerkennt, dass deutsche Kulturmittler solche Positionen im Zuge einer langjährigen beruflichen Erfahrung entwickelt haben, lassen sie sich dennoch einer kritischen Befragung unterziehen. Einen ersten Anlass bietet die weitgehend naturalisierte Ausgangsvermutung von *Differenz* als einer erforderlichen Grundkonstellation für *Dialog*. In Abgrenzung hierzu möchte ich argumentieren, dass eine kulturpolitische Praxis, die unter den Rahmenbedingungen eines Konfliktes tatsächlich auf eine Kooperation auf Augenhöhe ausgerichtet wäre, sich explizit am Idealbild einer symmetrischen Bearbeitung zuvor gemeinsam identifizierter »Probleme«, Fragestellungen oder Themenschwerpunkte orientieren müsste. Dies würde in der Konsequenz bedeuten, explizit Projektformate, Akteurskonstellationen und Sprechweisen zu erarbeiten, welche »Distanz« sukzessive reduzieren und somit auch Vorstellungen von »Differenz« relativieren. Auf dieser Basis würde ich dafür plädieren, *Verflechtung* an die Stelle von *Dialog* als Leitmotiv für die kulturpolitische Praxis zu setzen, um dem Tatbestand Rechnung zu tragen, dass sich in den translokalen Praxis- und Übersetzungsfeldern nicht getrennte, unabhängige Einheiten im Gespräch begegnen, sondern Zeitgenossen gemeinsam die kulturellen Bedingungen einer im doppelten Sinne *geteilten Welt* auszuloten versuchen.

Eine zweite kritische Perspektive zielt auf noch weitgehendere globale Effekte eines solchen Festhaltens an den etablierten Grundfiguren der *Differenz*, *Grenze* und *Spezifik*. Im Anschluss an Ulrich Beck formuliere ich, dass gerade die Zentrierung von Beständen des Nationalen in den kulturpolitischen Diskurs- und Praxisfeldern dazu beiträgt, die angeführten *Asymmetrien einer ungleichen Weltordnung* als gegeben zu naturalisieren. In einem bereits zitierten Essay fragt Beck, was eigentlich die »globale Ungleichheitsordnung legitim und stabil (macht)«, um das »Nationalstaatsprinzip« in politischer Herrschaft und Soziologie als den zentralen Faktor zu identifizieren:

»Nationale Grenzen trennen scharf zwischen politisch relevanter und irrelevanter Ungleichheit. Ungleichheiten innerhalb nationaler Gesellschaften werden in der Wahrnehmung enorm vergrößert; gleichzeitig werden Ungleichheiten zwischen nationalen Gesellschaften ausgeblendet. Die ›Legitimation‹ globaler Ungleichheiten beruht also auf institutionalisiertem Wegsehen. Der nationale Blick ›befreit‹ vom Blick auf das Elend der Welt. Er operiert mittels einer doppelten Exklusion: Er exkludiert die Exkludierten.«⁴

4 | Ulrich Beck: Die Neuvermessung der Ungleichheit unter den Menschen, S. 13. Siehe hierzu auch die Überlegungen im Kapitel I.3 dieses Buches.

Der Vorwurf eines »institutionalisierten Wegsehens« trifft auf die Akteurs- und Diskussionsfelder Auswärtiger Kulturpolitik sicherlich weniger zu als auf das Zusammenwirken von staatlicher Herrschaft mit dem »methodologischen Nationalismus«⁵ der etablierten Sozialwissenschaften, das Ulrich Beck hier kritisiert. Denn schließlich schafft dieser Politikbereich weltweit Präsenzen, Arbeitskontexte und Interaktionsräume – wenn auch nicht in den globalen Elendsregionen, so doch zumindest entlang von einigen Bruchlinien der gegenwärtigen Weltordnung. Dennoch zeigten sich während meiner Forschung vielfach Momente einer institutionalisierten Distanzierung oder Formen eines routinierten Sich-Herausziehens, die aus meiner Perspektive gerade auf Basis der *naturalisierten Grundfiguren des Nationalen* möglich sind. Denn die Vorstellungen von einer umgrenzbaren »nationalen Spezifik« oder die Subjektposition eines »Entsandten«, der am Einsatzort ein anderes »kulturelles Kollektiv« vertritt, legen es nahe, den Standpunkt eines »externen Partners und Wohltäters« mit eingeschränkten Zuständigkeiten für lokal sichtbare Konflikte, Mängel oder Exklusionen zu beziehen. Auch wenn eine Institutsleiterin die systemischen Ungleichheiten als zentrales Hindernis für eine nachhaltige Arbeit »auf Augenhöhe« anerkennt und verstärkt nach Möglichkeiten für eine Unterstützung kultureller Infrastrukturen sucht (Kapitel III.5), so bleibt es zumeist bei Formen der Zusammenarbeit, aus denen sich die deutschen Kulturmittler jederzeit einseitig zurückziehen können, um »neue Impulse« zu setzen, andere Themen zu bearbeiten und neue Partnerschaften einzugehen. Die asymmetrischen Arbeitsbedingungen werden entsprechend eher als lokale Problemlagen oder Defizite betrachtet und weniger als Ausdruck von transnationalen Geweben, in denen man auch als deutscher Akteur immer schon verfangen ist.

Aus meiner Perspektive trägt die Wirkmächtigkeit der weitgehend naturalisierten Grundfiguren des Nationalen wesentlich dazu bei, solche situativen Distanzierungen von den lokalen Arbeitskontexten plausibel zu machen. Das Nationale bildet hier einen zugleich konzeptionellen wie praktischen Rückzugsraum, durch den sich der Druck zu einer radikaleren Bearbeitung von Asymmetrien und zu einem expliziten Sich-Einlassen auf die konfliktdurchzogenen lokalen Konstellationen reduziert. Eine alternative Positionierung deutscher Kulturmittler als dauerhaft involvierte Teilhaber einer *community of transformation*, die an der Kreation (trans)lokaler Dynamiken beteiligt sind und – gemeinsam mit anderen Akteuren – für deren Entwicklungsrichtung, Erfolge und Misserfolge auch Verantwortung tragen, verliert vor diesem Hintergrund an Dringlichkeit. Auf dieser Basis möchte ich argumentieren, dass eine kulturpolitische Praxis, die sich tatsächlich zentral an dem Leitmotiv *Konfliktprävention* orientierte, einen deutlicheren Bruch mit dem Nationalen

5 | Siehe hierzu etwa: Ebd., S. 16ff.

als elementarem Bezugssystem und Schlüsselbestand des offiziellen Narrativs Auswärtiger Kulturpolitik erforderlich machte. Ein solcher Bruch würde es aus meiner Perspektive mit sich bringen, kulturpolitische Vermittlungsarbeit nicht länger als Instrumente der Selbstdarstellung und auch nicht als Wohltätigkeit eines europäischen Nationalstaates zu verstehen, sondern als einen Beitrag, um Menschen in Konfliktregionen die Wahrnehmung ihrer bedrohten Rechte auf Gestaltung lokal situierter kultureller Prozesse und auf Teilhabe an globalen kulturellen Dynamiken zu ermöglichen.

Das Zusammenfügen einer Policy: Formierungsprozesse und Wissensarbeit

Der konzeptionell-methodische Vorschlag dieser Studie lautete, die *Formierungsprozesse* einer Policy entlang des Auftauchens und der Mobilisierung einer neuen diskursiven Figur zu untersuchen.⁶ Hierdurch rückten *Prozesse und Praxen des Zusammenfügens* von politischen Zielvorstellungen, Wissensformen, materiellen Ressourcen, infrastrukturellen Arrangements, lokalen und institutionellen Kontexten in den Mittelpunkt der Analyse. Vor diesem Hintergrund war von besonderem Interesse, ob und in welcher Weise sich die politischen Narrative im Arbeitsalltag der Kulturmittler niederschlagen. Aufgrund ihrer Bedeutung für die Verbindung von *Diskursen und Praxis* wurde Wissens- und Übersetzungsarbeit zur zentralen analytischen Zielgröße dieser Untersuchung.

Im Rahmen meiner Forschung bin ich zwei zentralen Metaphern des offiziellen Narrativs – *Deutschlandbilder vermitteln* und *Dialog* – sowie der neuen diskursiven Formation *Auswärtige Kulturpolitik als Konfliktprävention* an die beiden Standorte Ramallah und Sarajevo gefolgt. Meine Beobachtungen in den translokalen Praxis- und Übersetzungsfeldern, die sich hier um die Goethe-Institute bilden, förderten vielfach zutage, wie Argumentationsfiguren und Schlüsselbegriffe aus den politischen Zentren durch Wissenspraxen aufgegriffen und mit lokalen Erfordernissen, Erwartungen und Logiken verknüpft werden (Kapitel III) – anders formuliert: diskursive und nicht-diskursive Elemente werden erst im Rahmen einer translokalen Projektarbeit zu einer Policy zusammengesetzt. Der Umgang mit solchen Kernbeständen des politischen Narrativs stellt sich dabei nicht als eine lineare Umsetzung dar. Zwar rahmen die etablierten Ausgangspunkte und Denklogiken seiner beiden langfristig etablierten Leitmotive – also des *Prinzips der kulturellen Selbstdarstellung* und des *Prinzips der Wechselseitigkeit* – (Kapitel II.3) deutlich das Selbstverständnis der Kulturmittler und ihre Praxis vor Ort. Auch neue politisch gesetzte Begrifflich-

6 | Siehe hierzu auch den bereits in der Einleitung erwähnten, durch Jens Adam & Asta Vonderau herausgegebenen Sammelband »Formationen des Politischen«.

keiten bilden Referenzpunkte für die alltägliche Projektarbeit, insbesondere wenn sie durch Sonderförderprogramme begleitet werden. Schlüsselbegriffe, Zielhorizonte und politische Rationalitäten sind somit spürbar in die Formate der Vermittlung inkorporiert. Auf dieser Basis ließen sich vier *Strategien kulturpolitischer Übersetzung* herausarbeiten, in denen sich die kontinuierlichen Verbindungsleistungen zwischen politischen Zentren und kulturpolitischen Settings an den Einsatzorten auf eine jeweils spezifische Weise verdichten (Kapitel III.2-5). So wurde sichtbar, dass die Bezugnahmen auf das politische Narrativ nicht zu vorhersehbaren oder gleichbleibenden Ergebnissen führen, sondern ganz im Gegenteil zu einer Vielzahl von Praxen, Projektarten und Kooperationsmodellen – um es noch einmal im Anschluss an Richard Rottenburgs Beobachtungen zur Entwicklungszusammenarbeit auszudrücken: Diskurs und Praxis erweisen sich als »lose gekoppelt«. ⁷ Hierfür lassen sich drei Gründe ausmachen:

Zunächst zeigte sich, dass übergreifende Zielsetzungen auch innerhalb der Auswärtigen Kulturpolitik *Inkonsistenzen und Widersprüchlichkeiten* produzieren. So waren meine Gesprächspartner häufig verunsichert, wie die neue Figur *Konfliktprävention* zu verstehen ist und in welchem Verhältnis sie zu etablierten Zielvorstellungen steht; sie fragten sich, über welche Formate oder Herangehensweisen sie sich in ihre Projektarbeit integrieren lässt; sie monierten fehlende Kriterien oder Messinstrumente für »Erfolg« und verwiesen auf die Begrenzungen der Mittel und Einflussmöglichkeiten eines Goethe-Instituts; sie verdeutlichten Kollisionen zwischen dieser Zielvorstellung und den »realen« politischen Verhandlungsprozessen, Entscheidungen sowie anderen Grundsätzen; sie verteidigten eine Kontingenz und eventuelle Ziellosigkeit kultureller Arbeit als wünschenswert. Die inkohärenten, manchmal verwirrenden oder nicht-intendierten Effekte, die im Zuge der Formierung einer neuen Policy hervorgerufen werden, traten vielfach zutage.

Zweitens wurde deutlich, dass auch in der kulturpolitischen Vermittlungsarbeit »Momente der unausweichlichen Unbestimmtheit« entstehen, wenn Zielvorstellungen des offiziellen Narrativs durch Übersetzungsketten wandern und hierbei in den unterschiedlichen lokalen oder institutionellen Kontexten aufgegriffen und übertragen werden. So habe ich nachgezeichnet, durch welche unterschiedlichen Inhalte, Verbindungen, Herangehensweisen oder Formate sich das Leitmotiv *Herstellung von Deutschlandbezügen* in Sarajevo und Ramallah *verankern* lässt (Kapitel III.4). Ein ähnlicher Befund ergab sich aus der Dar-

7 | Richard Rottenburg: *Weit hergeholte Fakten*, S. 97ff. An dieser Stelle spricht Rottenburg auch von der »Inkonsistenz« politischer Narrative, bzw. von den »Widersprüchlichkeiten«, die sie produzieren. Die folgenden Zitate »Momente der unausweichlichen Unbestimmtheit« und »andere Optionen...« gleichfalls im Anschluss an Richard Rottenburg, siehe hierzu: Ebd., S. 231.

stellung der vielfältigen Aushandlungen und Navigationen, die Kulturmittler in den besetzten Palästinensischen Gebieten realisieren, um die Schlüsselmetapher *Dialog* translokal zu *verknüpfen* (Kapitel III.5). Auch wenn die Auseinandersetzung mit den politisch gesetzten Zielsetzungen unausweichlich ist, so hätte es dennoch in jedem dieser Fälle auch »andere Optionen gegeben, als die, die man tatsächlich gewählt hat«.

Und drittens ist der kreative Umgang deutscher Kulturmittler mit offiziellen Begrifflichkeiten auch in den politischen Entscheidungszentren durchaus erwünscht – zumindest so lange sie sich innerhalb der gesetzten Rahmenbedingungen bewegen. Dies zeigte sich etwa anhand der Erklärungen des Abteilungsleiters im Auswärtigen Amt zur Idealvorstellung einer »strategischen Steuerung«: die Ministerialbeamten greifen in die Details der Programmgestaltung nicht ein; eventuelle Interventionen werden an den Zielvereinbarungen ausgerichtet (Kapitel II.6). Gleichfalls wurden während meiner Forschung vielfach Wertschätzungen der Freiräume, Kontakte und Perspektiven, die sich aus einem »kulturellen Zugang« zu kontroversen Themen ergeben können, formuliert. Die Überzeugung von den besonderen Potenzialen der Kultur, in umstrittenen Feldern Wirkung zu erzielen, lässt sich zu den *naturalisierten Wissensbeständen* des Politikbereichs zählen.

Die Beziehungen zwischen dem politischen Narrativ und der Wissensarbeit zeigen sich in den translokalen Praxis- und Übersetzungsfeldern somit zwar »lose gekoppelt«, sind aber dennoch präkonfiguriert: Die herausgearbeiteten *Prinzipien und politischen Rationalitäten* zur Legitimierung Auswärtiger Kulturpolitik (Kapitel II.2-3) stellen Leitplanken dar, die selten überschritten werden, zugleich aber in dem so gesetzten Rahmen Freiräume für Experimente, lokal anschlussfähige Sprech- oder Arbeitsweisen und somit für eine bemerkenswerte Diversifizierung kulturpolitischer Übersetzungspraxen eröffnen. Diese Beobachtungen spiegeln sich in den Formierungsprinzipien der policy community wider: Ein zentrales Element stellt ein *Habitus kultureller Repräsentation* dar (Kapitel II.4 und III.3), dem die Denklagen und Grundfiguren des politischen Narrativs inkorporiert sind, der aber zugleich flexible Verknüpfungen mit translokalen Formationen ermöglicht – ein Habitus, den man als Kulturmittlerin erlernen muss, um sich nicht zu verhalten, »wie ein Hund in einem Kegelspiel, einem Spiel, dessen implizite Regeln er nicht kennt.«⁸ Diese Aufgabe wird dadurch einfacher, dass es sich – aller Rhetorik zur Öffnung zum Trotz – bei den offiziell beauftragten kulturpolitischen Repräsentanten um ein übersichtliches und exklusives Akteursfeld handelt: Die Position einer Institutsleiterin bleibt bisher nicht nur »Ortskräften« verschlossen, sondern wird in der Regel aus dem Kreis der dauerhaften Stammmitarbeiter besetzt – ein Organisationsprinzip, das die »strategische Steuerung« und die Herstel-

lung von Kohärenz in einem weltweit vernetzten Politikbereich sicherlich erleichtert, aber zugleich eine deutlichere Infragestellung und Transformation der etablierten diskursiven und infrastrukturellen Grundfiguren des Politikbereichs unwahrscheinlich macht.

Potenziale der Kosmopolitisierung

Im Rahmen dieser Untersuchung ließ sich das Wirken einer *Formierungsmacht* herausarbeiten, die diskursive Figuren, politische »Probleme«, Ressourcen, Orte und Akteure zu einer Policy zusammenzufügen vermag (Kapitel II.4). Hierbei erwiesen sich zwei Effekte als besonders relevant: Zum einen trat das Potenzial zutage, Grundbegriffe und Denkmuster, über die kulturelle Vermittlung und Selbstdarstellung konzipiert und praktiziert werden können, zu etablieren, zu verändern oder zu bestätigen; zum anderen ließ sich die Formierung eines weltweit verflochtenen Netzwerkes aus kulturpolitischen Präsenzen nachzeichnen, das wirkmächtige Bahnen zur Mobilisierung von Schlüsselbegriffen, politischen Zielvorstellungen und Rationalitäten anbietet. Die Policy eröffnet somit präkonfigurierte Wege, über die sich Kulturaustausch realisieren kann. Die Formierungsmacht legt epistemologische und infrastrukturelle Ordnungen übereinander und trägt hierdurch dazu bei, Alternativen auszuschließen: etwa andere Grundbegriffe, Problemdefinitionen oder Kooperationsmodelle, die sich stärker an einem postnationalen Verständnis von Kultur, an nomadischen kulturellen Praxen oder an einer postkolonialen Kritik orientieren würden (Kapitel II.4-6).

Zugleich wurde sichtbar, dass diese relativ stabilen Elemente im Rahmen einer alltäglichen Organisations- und Wissensarbeit an den unterschiedlichen Einsatzorten in temporäre Arrangements eingebracht werden. Eben das Zusammenwirken von längerfristigen Infrastrukturen und diskursiven Formationen mit solchen flüchtigeren Komponenten eines »Projektes« – also jeweiligen Kooperationspartnern, Fragestellungen, Veranstaltungsorten, Formaten oder Finanzierungsquellen – ließ sich durch das Analysemodell *translokale Praxis- und Übersetzungsfelder* in den Blick nehmen (Kapitel III.2). Hier bilden sich kulturpolitische Vermittlungsräume, in denen sich auch eine *Dynamik zwischen Authentisierung und translokaler Flexibilisierung von Beständen des Nationalen* beobachten lässt: Einerseits erfahren Vorstellungen von einer »nationalen Spezifik«, die Sprechposition eines »kulturellen Wir« oder die Annahme von »Grenzen« der eigenen Zuständigkeit immer wieder aufs Neue eine Bestätigung als plausible Ausgangspunkte der Vermittlungsarbeit; andererseits gilt es, an einem jeweiligen Einsatzort unterschiedliche Erfahrungen, Repräsentationsformen, Bilder und Erwartungen aufzugreifen, um ein Narrativ vom Nationalen jenseits seines eigentlichen Territoriums anschlussfähig zu machen. In dieser Dynamik werden *Transformationen des Nationalen* sichtbar, die ich nun

abschließend unter dem Begriff *Potenziale der Kosmopolitisierung* diskutieren möchte. Ich knüpfe hierzu an sozialwissenschaftliche und kulturanthropologische Positionen an, die »Kosmopolitisierung« als einen durch die Macht der Verhältnisse erzwungenen Prozess und somit nicht als Ausdruck einer normativen Haltung einzelner Personen verstehen:⁹ Reale Entgrenzungen, Mobilitäten und globale Risiken führen demnach in lokalen Räumen oder politischen Öffentlichkeiten zu einer »unmittelbaren, unabweisbaren Konfrontation« mit Problemstellungen, Akteuren oder Konflikten, die sich kaum noch innerhalb von etablierten Begrifflichkeiten und Ordnungsmustern – etwa »Nation«, »Identität«, »Zugehörigkeit« oder »Kultur« – verstehen und bearbeiten lassen. Langfristig gesetzte Kategorien der Selbstwahrnehmung und politischen Auseinandersetzung geraten unter Druck, der zu ihrer – zunächst unintendierten – sukzessiven Öffnung oder Flexibilisierung führen kann. *Kosmopolitisierung* erscheint aus dieser Perspektive nicht als »eine reflexive Eigenleistung der daran beteiligten Akteure«, sondern als »eine ungewollte Nebenfolge« von Handlungen, politischen Projekten oder Migrationsbewegungen, die an einem Ort oder in einer politischen Arena eine eigentlich unbeabsichtigte Wirksamkeit entfalten. Als maßgebliche Effekte können hieraus Potenziale zur »Erweiterung politischer Diskurse und Handlungsräume« entstehen.

Durch meine gesamte Untersuchung hindurch wurde deutlich, wie Repräsentationen des Nationalen im Zuge der Diskussions- und Praxisfelder Auswärtiger Kulturpolitik mit unterschiedlichen Raumbezügen, politischen Projekten, kulturellen Referenzrahmen und lokal situierten Wahrnehmungsmustern in Austausch geraten. Gegenwärtige *Transformationen des Nationalen* lassen sich gerade auf solche Konfrontationen zurückführen. Hier entstehen *Potenziale der Kosmopolitisierung*, die ich entlang von vier Mikro-Dynamiken diskutieren möchte: Zunächst sind es die neuen, universalen Zielhorizonte *Konfliktprävention* oder *Förderung der Menschenrechte*, die etablierte *Ordnungen des Nationalen* herausfordern und den Politikbereich zumindest potenziell auf eine Bearbeitung von Problemlagen einer *geteilten Welt* hin ausrichten; zwei-

9 | Siehe etwa: Ulrich Beck: *Der kosmopolitische Blick oder Krieg ist Frieden*. Frankfurt 2004; Ulrich Beck & Natan Sznaider: *Unpacking Cosmopolitanism for the Social Sciences: A Research Agenda*. In: *British Journal of Sociology* 57.1 (2006), S. 1-23; Steven Vertovec & Robin Cohen (Hrsg.): *Conceiving Cosmopolitanism. Theory, Context, and Practice*. Oxford 2002; Regina Römhild: *Aus der Perspektive der Migration. Die Kosmopolitisierung Europas*. In: Sabine Hess, Jana Binder & Johannes Moser (Hrsg.): *No integration?! Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Integrationsdebatte in Europa*. Bielefeld 2009, S. 225-238. Die Zitate in diesem Absatz entstammen diesem letzten Beitrag von Regina Römhild und finden sich auf S. 231; mit der Ausnahme von »eine ungewollte Nebenfolge« – ein Begriff, der von Ulrich Beck geprägt wurde und sich etwa in »Der kosmopolitische Blick« auf Seite 30 findet.

tens zeigten sich gerade in Sarajevo Tendenzen zur *Europäisierung* von Projektformaten und Sprechpositionen, die hergebrachte Vorstellungen von Grenzen und Differenz zwischen nationalkulturellen Räumen flexibilisieren und stattdessen deren Verflechtungen stärker in den Vordergrund rücken; drittens wurde anhand von kritischen Bemerkungen lokaler Mitarbeiter oder Projektpartnerinnen deutlich, wie die kontinuierliche Auseinandersetzung mit den *alltagspraktischen Problemen, narrativen Brechungen, politischen Dissonanzen und geopolitischen Grenzlinien* in einem »Konfliktgebiet« die Legitimität einer Kulturpolitik, der es im Kern um eine *Herstellung von Deutschlandbezügen* geht, in Frage stellt; und viertens zeigte sich anhand einer Vielzahl von Beispielen der Druck, *Deutschlandbezüge* – und somit die mobilisierten Bestände des Nationalen – immer wieder neu zu konfigurieren, um in einem jeweiligen lokalen Kontext überhaupt *relevante Anschlüsse* hervorrufen zu können. *Potenziale der Kosmopolitisierung* ergeben sich aus den ganz praktischen Problemstellungen, Übersetzungen, Reibungen und Effekten, die im Zuge solcher Konfrontationen hervorgerufen werden.

In den Diskussionen, vor allem aber in den Praxis- und Übersetzungsfeldern des Politikbereichs zeigen sich also vielfältige Bewegungen der Flexibilisierung, die aber bisher nicht zu einer nachhaltigen Infragestellung seiner grundlegenden epistemologischen Ordnungen und institutionellen Arrangements geführt haben – eine Beobachtung, die zu einer abschließenden kritischen Bemerkung Anlass bietet: Der kamerunische Historiker und Philosoph Achille Mbembe hat kürzlich darauf hingewiesen, »dass dem europäischen Denken in seiner gesamten Geschichte die Tendenz innewohnt, Identität nicht im Sinne gemeinsamer Zugehörigkeit zu ein und derselben Welt zu verstehen, sondern im Sinne eines selbstbezüglichen Verhältnisses [...]«, in dem eine »Logik der Autofiktion, der Selbstbetrachtung, also der Abschließung« wirksam wird.¹⁰ Dieser postkoloniale Blick auf Grundfiguren der europäischen Moderne eröffnet die Möglichkeit, die elementaren Ordnungen der Auswärtigen Kulturpolitik Deutschlands nach der Jahrtausendwende nochmals kritisch zu beleuchten: Denn durch meine Studie wurde sichtbar, dass die *dichotomische Logik*, die ihr offizielles Narrativ strukturiert, – trotz ihrer deutlichen Ausrichtung auf *Dialog* – kontinuierlich die Vorstellung einer Grenze zwischen einem *inneren und einem äußeren Raum der Kultur* reproduziert: Die Intention, der Welt etwas von »unserer Kultur«, »unseren Werten« oder »unserer Art, zu sein« mitzuteilen, ist als Dreh- und Angelpunkt des Politikbereichs erhalten geblieben. Das Auftauchen von *Konfliktprävention* in kulturpolitischen Foren hat somit zwar fraglos zu einer Vielzahl von diskursiven Öffnungen, von neuen Formaten und Wissenspraxen geführt; der grundlegende Paradigmenwechsel, der sich 1999 kurzzeitig anzudeuten schien, ist aber ausgeblieben. Eine

10 | Achille Mbembe: Kritik der schwarzen Vernunft. Frankfurt 2014, S. 11f.

kulturpolitische Arbeit, welche die Konfliktträchtigkeit der gegenwärtigen Formen des globalen Zusammenlebens tatsächlich in ihr Zentrum stellte, müsste aus meiner Perspektive bedeuten, eben die Vorstellung einer *gemeinsamen Zugehörigkeit zu ein und derselben Welt* zugleich zu ihrem Ausgangspunkt und ihrem Zielhorizont zu nehmen. Die *Potenziale der Kosmopolitisierung*, die sich bisher in den translokalen Praxis- und Übersetzungsfeldern Auswärtiger Kulturpolitik eher ereignen, als dass sie wirklich intendiert wären, könnten hierzu einen zentralen Beitrag liefern: Es gälte sie reflexiv voranzutreiben und für die Neuausrichtung des Narrativs, der Infrastrukturen und der Organisationsformate des Politikbereichs heranzuziehen – immer in dem Bewusstsein, dass wir diese Welt auch deshalb teilen, weil wir die Nebenfolgen der Policies, die wir mobilisieren, nicht kennen. Europäische Staaten haben zumindest über zwei Jahrhunderte eine Vielzahl von Bürokratien, Museen, Bildungseinrichtungen und Kulturinstitutionen aufgebaut, um *Ordnungen des Nationalen* als Refugien von Differenz auszugestalten. Es ist an der Zeit, Institutionen und Infrastrukturen zu entwickeln, in denen sich kosmopolitische Wissens- und Handlungsräume erarbeiten lassen, welche die Konflikte, Brüche und Ungleichheiten einer *geteilten Welt* als ihren integrativen Bestandteil und nicht als äußerlich wahrnehmen.